

# EVANGELISCHE STIMMEN

ZEITFRAGEN  
UND KIRCHE IN  
NORDEUTSCHLAND



Ökumenische  
Partnerschaft unter  
einem Kirchendach

Hinein in die Enge –  
neuer Kurs der EKD in  
Sachen Ökumene

Vollversammlung des  
ÖRK: Von Busan nach  
Karlsruhe

# Liebe Leserin, lieber Leser,

Der großartige Dr. Ambrosius Backhaus (1923-2005) war Arzt im Hafenkrankenhaus St. Pauli und nebenamtlich russisch-orthodoxer Priester – gefühlt war es allerdings umgekehrt: hauptamtlich Priester, nebenamtlich Internist. Von ihm habe ich die schönste Definition des Monotheismus: „Mit dem Glauben ist es wie mit der Liebe zu meiner Frau. Sie ist für mich die einzige und die beste, aber ich mag es nicht so gerne, wenn andere das auch von ihr sagen.“



FRIEDRICH  
BRANDI

Ambrosius Backhaus hatte ein Gespür dafür, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Glaubenstradition einer gewissen Kontingenz unterliegt und es deswegen vollkommen absurd ist, wenn Glaubenskriege, in welcher Schärfe und Form auch immer, entfacht werden. Damit hatte er einen wegweisenden Blick in die Zukunft eröffnet. Denn wer kann heute noch Presbyterianer, Baptisten, Mennoniten, Katholiken, Protestanten und Orthodoxe auseinanderhalten? Auch in der Theologie ist ja inzwischen zur Selbstverständlichkeit geworden: „Die Zukunft der Kirche kann nur ökumenisch und dialogisch sein.“ (Adrée/Wollmann, S. 40) Natürlich gibt es Binnendifferenzierungen, die nicht kleingeredet werden sollten. Aber gesamtgesellschaftlich ist wesentlich aufschlussreicher, welche sozialen Strukturen die Kirchen mit dem Evangelium aufbrechen wollen. Denn das wird immer wichtiger in einer globalisierten Gesellschaft, die sich nur noch dem Gott des Kapitals verschrieben hat und ohne Rücksicht auf gelingendes Leben alles niederwalzt, was diesem entgegensteht.

Oft sind es kleine Schritte, die da gegangen werden (Greßmann, Steen, Eberle), doch das „Jahr der Ökumene 2021/22“ weist Wege in eine Richtung, die nicht allein Konfessionsgrenzen obsolet macht, sondern im Geist der Bibel auf den globalen Frieden hinwirkt. (vgl. Ebeling, Reimers-Avenarius, Freudenberg, Abuom). Doch lesen Sie selbst, rät

## EVANGELISCHE STIMMEN

- 3 **Editorial**  
Friedrich Brandi
- 6 **Hinein in die Enge**  
Uta Andrée
- 12 **Mission – Ökumene –  
Partnerschaft**  
Claudia Ebeling
- 16 **Raum in der Herberge  
gesucht**  
Annette Reimers-Avenarius
- 21 **Von Busan nach Karlsruhe**  
Anne Freudenberg
- 26 **Zwischen Richtig und Falsch**  
Karla Eberle
- 31 **Nairobi – Münsterdorf –  
Nairobi**  
Ralf Greßmann
- 36 **Die Sehnsucht sitzt dabei**  
Nora Steen
- 40 **Sechs Ökumenische Thesen**  
Uta Andrée und  
Christian Wollmann
- 47 **Das Evangelium  
macht ruhelos**  
Agnes Abuom
- 53 **Mittendrin und Leben teilen**  
Vorstand des Vereins „Brücke –  
Ökumensches Forum HafenCity“
- 58 **Eine Kirche –  
zwei Gemeinden**  
Claudia Ebeling
- 61 **Ökumene im Gefängnis**  
Friedrich Kleine
- 64 **Eine Evangelische Stimme**  
Thomas Schaack
- 66 **Neugier und  
Gastfreundschaft**  
Uwe Onnen, Melanie Dango  
und Martin Haasler
- 69 **Eine hilfreiche  
Gemeindelektüre**  
Matthias Kleiminger
- 71 **Ist die Kirche noch  
zu retten?**  
Redlef Neubert-Stegemann
- 77 Zu guter Letzt
- 78 Vorschau



Titelbild: Logo „Jahr der Ökumene“

# Mission – Ökumene – Partnerschaft

Die spannungsreiche Geschichte lebt von Menschen

**D**ie eigenen Perspektiven erweitern, das eigene Weltbild hinterfragen und das im Austausch mit anderen Kulturen: Diese Idee ist heute so attraktiv wie bereits vor mehr als 100 Jahren. Auch die Kirchen bieten heute Freiwilligeneinsätze für Jugendliche in Projekten von Partnerkirchen an, ermöglichen es kirchlichen Mitarbeitenden und Pastoren in Gemeinden oder Ausbildungsstätten im Ausland mitzuarbeiten. Seit einigen Jahren gibt es neben diesen Nord-Süd-Einsätzen auch Süd-Nord-Programme: Vorwiegend junge Erwachsene aus verbundenen Partnerkirchen arbeiten für ein Jahr in Kindergärten, ökumenischen Arbeitsstellen oder Pflegediensten mit. Pastoren aus Partnerkirchen der Nordkirche sind seit vielen Jahren regelmäßig hier im Einsatz, aktuell ist es der Menschenrechtsaktivist und Bischof Antonio Ablon von der Iglesia Filipina Independiente, einer Kirche auf den Philippinen der alt-katholischen Tradition, der in der Seemannsmission der Nordkirche und im Zentrum für Mission und Ökumene mitarbeitet.

Verbunden mit diesem Engagement ist die Erkenntnis, dass während der gemeinsamen Zeit, dem gemeinsamen Arbeiten und Leben, Lernerfahrungen entstehen, die die Kirchen bereichern, ihren Horizont erweitern und die weltweite Verbundenheit stärken. Die von ihren Einsätzen zurückgekehrten Mitarbeitenden bringen neue Impulse und Themen in ihre Heimatkirchen. Längst ist klar, dass das, was die



**Claudia Ebeling**

ist Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Büro der Ökumenebeauftragten der Nordkirche.

Gemeinden vor Ort beschäftigt, meistens auch eine globale Dimension hat: Klimawandel, Migration, Gerechtigkeit – ohne internationale Bündnisse, Verständnis und Wissen von einander können keine Beiträge für Lösungen entstehen.

Ökumenische Mitarbeitende heißen heute die Menschen, die von einer Kirche im Ausland für einen Einsatz entsendet werden. Vor mehr als 100 Jahren hießen sie Missionare. Dieser Begriff und das damit verbundene Aufgabenfeld sind heute vor allem in den Ländern des Nordens stark in die Kritik geraten – und das zu Recht: Viele Missionarinnen und Missionare zogen mit ihrem Verständ-

nis von Kirchenordnungen und Ritualen in die Fremde, und manche verboten dort sogar einheimische Musik, Instrumente oder Traditionen. „Die neuzeitliche Missionsbewegung war von einem stark geographisch orientierten Verständnis von Mission geprägt, wonach die christlichen Länder der westlichen Hemisphäre das Evangelium zu den nicht-christlichen Ländern tragen sollten. Doch diese Sicht hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend überholt“, erläutert der Direktor des Zentrums für Mission und Ökumene der Nordkirche, Pastor Dr. Christian Wollmann.

Die zwei Weltkriege haben das Selbstbewusstsein der so genannten christlichen Länder und die Reputation dieser Länder in der Welt tief erschüttert. Durch eine oft brutale, an Ausbeutung und Profit orientierte Kolonialherrschaft, an der man viele Jahrzehnte trotz einheimischer Unab-

hängigkeitsbewegungen festzuhalten suchte, diskreditierte sich die westliche Welt. „Man predigte zwar von Freiheit, Gerechtigkeit und Wohlstand für alle, doch der historische Hintergrund war geprägt durch die Zweiteilung der Welt in den West- und Ostblock mit Stellvertreterkriegen in ärmeren Regionen der Welt sowie der zunehmend prekär werdenden Situation der damals sogenannten Dritten Welt“, so Christian Wollmann weiter. Die alte „West-Mission“, wie man jetzt intern in selbstkritischen Missionskreisen formulierte, kam an ihr Ende.

Missionarinnen und Missionare haben lernen müssen, dass der christliche Glaube und seine Ausdrucksformen – in Musik und Liturgie, in Kirchenstrukturen und Theologie – sich in unterschiedlichen Kulturen neu und frei entfalten können, formuliert und verantwortet von den Menschen selbst. „Mission – so wird sie heute verstanden – ist nicht einfach Weitergabe von etwas bereits fest geprägtem, sondern in einem je neuen Kontext und in einer je neuen Zeit die Entdeckung der befreienden Botschaft für gerade diesen Kontext“, erläutert Christian Wollmann.

Die evangelische Mission, so schrieb der Kulturbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland, Johann Hinrich Claussen, 2019, verstehe man nicht, wenn man sie nur als kirchliche Parallele zum staatlichen und wirtschaftlichen Kolonialismus betrachtet, sondern man müsse sie auch als Vorgängerin der heutigen »Nichtregierungsorganisationen«, der NGOs, auffassen. Die Missionsgesellschaften waren im 18. und 19. Jahrhundert keine kirchlichen Einrichtungen. Sie waren „NCOs“ – „Non-Church-Organisations“ – oder in damaliger Terminologie »freie Werke«, Vereine christlich engagierter Bürger, die sich dem Ziel verschrieben hatten, den Glauben in alle Welt zu tragen. Heute müsse diese Geschichte seiner Ansicht nach mehrschichtig und als gemeinsame Geschichte bewertet werden: „Erstens initiierten die Missionswerke einen vielfältigen Kulturtransfer, der nicht nur eine Richtung kannte. Sie brachten europäische Zivilisation in

fremde Länder, importierten aber zugleich aus diesen kulturelle Entdeckungen nach Deutschland. Zweitens blieben die Menschen in Übersee keine Glaubensempfänger, sondern entfalteten eine staunenswerte Eigenständigkeit. Sie nahmen den neuen Glauben an, indem sie ihn verwandelten. Deshalb führte die evangelische Mission nicht zu einer Europäisierung der missionierten Weltgegenden, sondern zu einer Globalisierung und Pluralisierung des Christentums. Drittens zeigte diese religiöse Emanzipation auch politische Folgen. Wie Nelson Mandela einmal bemerkte, wäre der antikoloniale Kampf ohne die Missionsschulen nicht möglich gewesen. Auch die Anti-Apartheids-Bewegung verdankte den Netzwerken der Missionsgesellschaften viel“, schreibt Claussen weiter.

„Für Kirchen des Südens ist Mission, anders als oft bei uns, ein Begriff, der das Ganze des kirchlichen Handelns in der Welt, die Rolle und Verantwortung der Kirche in ihren jeweiligen Gesellschaften im Blick hat“, beobachtet Christian Wollmann vom Zentrum für Mission und Ökumene. Hier geht es unter dem Leitwort Mission um das soziale und politische Engagement von Christinnen und Christen, den Einsatz für Menschenrechte und ein politisches Eintreten für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung. Dies wird als integraler Bestandteil der missionarischen Agenda von Kirchen gesehen. „Und damit haben wir ein gemeinsames, zeitgemäßes Verständnis von Ökumene und Partnerschaft, auf dem wir unsere Beziehungen aufbauen und pflegen“, betont Direktor Wollmann.

Pastor Uwe Nissen, Senior Expert der Nordkirche, lebt und arbeitet seit vielen Jahren an der theologischen Hochschule in Mwiki der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania. Sie gehört heute mit mehr als vier Millionen Christinnen und Christen zu einer der größten lutherischen Kirchen der Welt.

*„Ökumene ist für mich der Raum, in dem Kirche auf Erden Gestalt annimmt. Und zwar über alle Grenzen von Kultur, Sprache und Hautfarbe hinweg. Als Christen wissen wir uns verbunden mit anderen Christen auf Erden, und die ökumenische*



Kristina Kühnbaum-Schmidt, Landesbischöfin der Nordkirche, mit Antonio Ablon, Bischof der Iglesia Filipina Independiente

Foto: ZMÖ

*Bewegung hat diesen Gesichtspunkt immer wieder deutlich herausgestellt. Es geht darum, die gemeinsamen Überzeugungen zu vertiefen und bei aller Unterschiedlichkeit der Konfessionen die Zusammenarbeit zu fördern.*

*Glücklicherweise habe ich in den gut 20 Jahren, die ich in Tanzania und Kenya tätig war und bin, immer wieder solche grenzüberschreitenden Erfahrungen machen können. Sei es in den 70er Jahren im Süden Tanzanias, wo ich mit hineingenommen wurde in das Gesamtverständnis der dortigen Christen, dass Mitmenschlichkeit Vorrang hat vor Konfessionalität, sei es in den 90er Jahren in Kenya, wo ich mit dem katholischen Pfarrer der deutschsprachigen Seelsorgestelle kongenial zusammenarbeitete, weil er nach dem Motto verfuhr: Der Papst ist weit weg!, oder sei es jetzt im Norden Tanzanias, wo ich immer wieder die Zuwendung und Gastfreundschaft von katholischen oder freikirchlichen Gemeinden erfahren darf.*

*Aber das ist nur die eine Seite: Zum einen ist es natürlich einfacher, in der Ferne Gemeinschaft zu pflegen, die in der Heimatkirche eher mühselig sich ergibt. Man ist wagemutiger und hat nicht die üblichen Bedenkenräger um sich herum. Andererseits gibt es eine zunehmende Tendenz, sich auf den innerkirchlichen Binnenbereich zurückzuziehen. „Ökumene ist ja gut und richtig, aber viel schöner ist es, wenn man unter sich ist.“ So der Tenor vieler Kirchen, auch in Tanzania und Kenya.*

*Mir kommt dabei der Vergleich mit der EU in den Sinn. Was einst als europäische Bewegung voller Elan und Begeisterung begann und mit dem Wegfall von Grenzen und einer gemeinsamen Währung sich manifestierte, ist inzwischen eher zu einem fragilen Bündnis von Einzelstaaten mit vermehrten Partikularinteressen geworden.*

*Ökumene ist nun mal mühsam. Aber wenn wir uns als Christen weltweit wirklich miteinander verbunden wissen, dann können wir nur immer wieder*

versuchen, aufeinander zuzugehen, miteinander Gottesdienste zu feiern und vereint diakonisch zu handeln. Dankenswerterweise gelingt das oft recht gut, zumindest auf Gemeindeebene, sprich an der Basis.

Gemeinschaft über Grenzen der Kultur, Hautfarbe und Sprache hinweg ist und bleibt das Ziel, aber natürlich auch ein Problem. Denn wenn sich Menschen auf Augenhöhe begegnen, lernt man voneinander, aber merkt auch, wie fremd man sich ist. Begegnungen allein, das wissen wir vom Tourismus, können auch Rassismus und Besserwisserei fördern. Da ist es dann gut, wenn man miteinander Leben teilt und für längere Zeit in einer anderen Kirche mitarbeitet.

Das habe ich viele Jahre tun dürfen und bin dankbar für diese Selbstverständlichkeit ökumenischer Gemeinsamkeit vor Ort. Aber es bleibt sicherlich ein langer Weg, bis solch eine Selbstverständlichkeit zum Selbstverständnis von Kirchen wird. Leider.“

Antonio Ablon ist Bischof der Iglesia Filipina Independiente (Unabhängige Philippinische Kirche) – einer Kirche, die sich traditionell für Unterprivilegierte und Minderheiten einsetzt. Bischof Ablon kam bereits 2019 auf Einladung des Zentrums für Mission und Ökumene als Gast in die Nordkirche. Während seiner Zeit in Deutschland häuften sich Drohungen und die politische Verfolgung seiner Person. Er verlängerte seinen Aufenthalt und wurde schließlich für ein Jahr in das Stipendienprogramm der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte aufgenommen. Seit Oktober 2020 ist er im Seemannspfarramt der Nordkirche und als ökumenischer Mitarbeiter im Zentrum für Mission und Ökumene tätig.

„Ich bin ein Mitglied einer unabhängigen Alt-Katholischen Kirche auf den Philippinen und ich werde hier in der Nordkirche gut aufgenommen, respektvoll mit meiner Art zu leben und zu glauben behandelt. Deswegen erlebe ich die Nordkirche als eine offene, ökumenische Kirche. Allerdings trete ich in meiner Arbeit für das Seemannspfarramt nicht als Vertreter einer Kirche auf, ich denke, die Seeleute nehmen mich auch nicht als das wahr. Ich sehe meine Aufgabe als eine pastorale Mission, für die Seeleute bin ich aber einfach einer, der ihnen bei

alltäglichen Sorgen zuhört und bei Problemen hilft.

Ich bringe hier in meine Arbeit die Perspektive eines Philippinos ein: Meine Kollegen und Kolleginnen aus dem Seemannsclub und dem Seemannspfarramt blicken anders auf die Situation der Seeleute. Zum Beispiel höre ich, dass neun Monate auf See zu sein ein großes Problem ist. Doch aus der Perspektive der Philippinos, die aus einem Land mit hoher Arbeitslosigkeit und schlechter Regierungsführung kommen, ist so eine Arbeit essentiell, um die Familie zu ernähren und wird nicht hinterfragt. Eine Reise nach Hause einmal pro Jahr ist sicher sehr schön, doch viel wichtiger ist es, danach auch immer wieder einen neuen Job auf See zu finden. Auch jetzt in den Quarantäne-Zeiten sorgen sich viele Seeleute um ihre Arbeitsplätze. Das wirkliche Problem der Philippinos im Ausland, ob auf See oder an Land, ist die fehlende Demokratie bei uns, die Regierung, die die Freiheit unterdrückt.

Ich lebe jetzt hier als ökumenischer Mitarbeiter, zu Hause habe ich eine Kirche mit 8000 Mitgliedern geleitet. Ich war der Pilot dieser Kirche, ihr Impulsgeber. Als Bischof bin ich Diener aller Dienenden, daher lag alle Verantwortung auf meinen Schultern. Nun habe ich alles das nicht mehr, ich habe neue Kolleginnen und Kollegen im Zentrum für Mission und Ökumene und im Seemannspfarramt gefunden, aber ich kann meine Arbeit ohne Erwartungsdruck frei entwickeln. Das ist auch eine bereichernde Erfahrung, langsam werde ich so zu einer ganz neuen Person mit einer neuen Mission. Dies waren ursprünglich nicht mein Plan und mein Traum. Doch ich war und bin bereit, diesen neuen Dienst in Gottes Mission anzunehmen.“

Claudia.Ebeling@oekumene-gesellschaft.nordkirche.de

# Die Sehnsucht sitzt dabei

## Tischgemeinschaft als Grundform christlicher Gemeinschaft

**G**emeinsam essen. Reden. Nicht erst nach dem ersten Glas Wein ins Philosophieren kommen. Im Gespräch Gott und die Welt mit an den Tisch holen. Gemeinschaft ist wichtig. Wir Menschen sind grundsätzlich auf Beziehung ausgelegt.

Viel ist uns abhandengekommen in den langen Monaten der Pandemie. Ja, auch unsere Kirchen wurden im Kern getroffen. Denn die Ermöglichung von analoger Begegnung war immer eine Grundkonstante kirchlicher Arbeit. Eine Kirche, ohne dass Menschen mit Leib und Seele zusammenkommen? Ohne Gottesdienste mit Gesang, Segnungen und: Abendmahl? Nach nun über einem Jahr Pandemie mutet die Vorstellung nahezu grotesk an, dass wir einmal alle aus einem Kelch getrunken und uns zum Abschlussgebet an den Händen gehalten haben. Wie aus lang vergangenen Zeiten leuchten Bilder von Sommerfesten im Pastoratsgarten mit Buffet, zu dem alle etwas mitgebracht haben, oder dem gemeinsamen Frühstück am Ostermorgen, in die desinfizierte und isolierte Gegenwart hinein.

Gerade wegen dieser gegenwärtigen Widrigkeiten ist es umso wichtiger, die Bedeutung von Gemeinschaft, genauer: Die Bedeutung des gemeinsamen Essens, nicht zu vergessen. Die Erinnerung wachhalten, damit ein wertvolles Kulturerbe nicht verloren geht.

Schon die neutestamentlichen Geschichten über das Wirken Jesu kämen nicht ohne diese elementaren Erfahrungen des miteinander Es-



**Nora Steen**

Theologische Leiterin des Christian Jensen Kollegs in Breklum, KK Nordfriesland.

sens aus. Die christliche Botschaft entfaltet sich eben nicht im kontextfreien Raum, sondern ist von Anfang an ein Beziehungsgeschehen, das sich im Alltag ereignet und konkretisiert. Und da wir nicht von Luft und Liebe leben können, gehören gemeinsame Mahlzeiten konstitutiv dazu.

Luthers Tischreden zeugen davon in besonders eindrücklicher Weise. Deftige Speisen, Bier und spitze theologische Thesen schließen sich nicht aus. Dass am Tisch Luthers allerdings nur Männer reden durften, ist heute zum Glück nicht mehr denkbar, die Frauen haben sich einen angemessenen

Redeanteil zu Tisch erobert.

Aber nicht nur zu Luthers Zeiten, auch heute werden in vielen Familien zentrale Angelegenheiten während der Mahlzeiten besprochen. Weil das häufig, wenn überhaupt noch, die einzige gemeinsame Zeit am Tag ist. Tischrituale geraten trotzdem in Vergessenheit. Wenn wir bei uns zu Hause mit den Kindern ein Tischgebet sprechen und uns danach die Hände reichen, schauen die meisten Besuchskinder reichlich irritiert.

Die Tischgemeinschaft als besondere christliche Grundform des miteinander Lebens wertzuschätzen und neu in den Fokus zu rücken, ist deshalb eine der Motivationen für das Projekt „Tischgemeinschaft“, das von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen und ihren regionalen Gemeinschaften in Norddeutschland für das Jahr der Ökumene geplant worden ist.

Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft



und unterschiedlicher Konfessionen sollen dazu eingeladen werden, sich an einen Tisch zu setzen. Zu essen, zu trinken, Geschichten auszutauschen und drängende gesellschaftliche oder politische Fragen gemeinsam besprechen.

## Die Welt an einem Tisch

Bei internationalen kirchlichen Begegnungen, bei Partnerschaftsbesuchen oder ökumenischen Konferenzen spielen die gemeinsamen Essenszeiten immer eine besondere Rolle. Schnell kommt man auch über sprachliche Barrieren hinweg ins Gespräch. Das, was auf dem Teller liegt, erzählt etwas über Kultur, Geschichte, Ästhetik des jeweiligen Gastlandes. Beim Essen treffen wir uns auf Augenhöhe. Als Menschen, die Nahrung brauchen, um leben zu können. Das Gastland kommt uns nah – in der Würze, der Süße, der Schärfe der uns angebotenen Gerichte. Manches geht an die eigenen Geschmacksgrenzen heran oder auch darüber hinaus. Nicht alles ist für mich genießbar, einiges bereitet mir Magenschmerzen. Andere Geschmacksexplosionen öffnen mir die Tür in eine neue und bislang unbekannte Welt. Nie werde ich den Geschmack der ersten Banane vergessen, die ich als Neunzehnjährige in Südindien gegessen habe. Ich konnte es nicht fassen, wie köstlich eine Frucht sein kann, von der ich meinte, sie schon längst zu kennen. Sie wurde damals, neben grünen Kokosnüssen und Mangos, zu meinem täglichen Lebens-Mittel.

Ebenfalls werde ich nie den übergroßen gedeckten Tisch einer Familie vergessen, bei der wir als Jugendliche auf einer Austauschreise in Moskau zu Gast waren. Den sehr reichlich gefüllten Teller nicht leer zu essen, wäre ein Affront gewesen.

Andere an unseren Tisch einzuladen, mit unseren Bräuchen vertraut zu machen, mit dem, was uns schmeckt, gehört zu den Kostbarkeiten ökumenischer Begegnungen. Wir zeigen uns mit dem, was unser Leben und unseren Alltag ausmachen.

Im Ökumenischen Institut Bossey bei Genf studieren Pastor\*innen aus der ganzen Welt für



Das vierfarbige Logo der Aktion

Foto: CJK

ein oder zwei Semester zusammen Ökumenische Theologie. Zu den herausragenden Ereignissen eines solchen Studiensemesters gehörten für mich, als ich dort gearbeitet habe, die so genannten kulturellen Abende, an denen sich jeweils ein Kontinent vorstellt. Und dies nicht nur mit Darbietungen, Texten, Bildern oder Filmen, sondern natürlich auch mit dem Essen. Die Studierenden des jeweiligen Kontinents stehen den ganzen Tag in der Küche und kochen für den gesamten Jahrgang. Abends wird gefeiert, getanzt und natürlich: Geessen. Die Geschichte und die Rezepte der gekochten Speisen werden erläutert. So lernen alle Beteiligten eine neue Dimension eines Kontinents kennen, die möglicherweise den bekannten Stereotypen so gar nicht entspricht.

Tischgemeinschaften, die sich interkulturell öffnen, bieten die riesige Chance einer Begegnung, die nicht beim Kognitiven stehen bleibt. Zugleich nehmen sie unser Menschsein mit unseren körperlichen Bedürfnissen ernst.

## Tischgemeinschaft – eins in Christus

Gemeinschaft leben, dazu sind wir Christ\*innen aufgefordert. Wir sind hineingestellt in die Gemeinschaft der Glaubenden, in deren Zentrum Jesus Christus steht. In aller Verschiedenheit geeint in dem Glauben daran, dass die Botschaft von Kreuz und Auferstehung uns miteinander über alle kulturellen, regionalen und ethnischen Grenzen hinweg verbindet.

Von der Ur-Erfahrung von Gemeinschaft, dem Abendmahl, gehen alle weiteren Formen von Begegnung oder Tischgemeinschaften aus. Ohne an dieser Stelle die gesamte Abendmahlsdiskussion theologisch zu entfalten, ist mir an dieser Stelle wichtig: Das Abendmahl transzendiert die Tischgemeinschaft. Das Brot ist mehr als Brot. Der Wein ist mehr als Wein. Durch das gemeinsame Essen und Trinken verleihen wir uns sozusagen die Zusage ein, dass alle Grenzen zwischen Gott und uns zunichte gemacht, dass uns unsere Sünden vergeben sind. Im Abendmahl ereignet sich somit eine Versöhnung, die wir nicht selbst herstellen können.

Umso wichtiger ist es, dass wir dieses Geschehen normalerweise gemeinschaftlich vollziehen. Dadurch wird die Wirkkraft der Einsetzungsworte und der Sündenvergebung umso stärker, weil dann nicht nur meine individuelle Gottesbeziehung, sondern auch die Beziehung zu meinen Mitmenschen in dieses Versöhnungsgeschehen mit hineingenommen wird. Wenn sich, wie in vielen Gemeinden üblich, die Menschen zum Abschlussegens an den Händen fassen, dann wird dies mehr als greifbar.

Noch mehr ist dies in einem ökumenischen Kontext spürbar, in dem automatisch auch die konfessionellen Grenzen als Thema mit in dieses umfassende Beziehungsgeschehen zwischen Christus, mir und meinen Mitmenschen hineingenommen wird. Aus meiner Erfahrung als Seelsorgerin weiß ich, wie heilsam die Partizipation an der Abendmahlsfeier einer anderen Konfession für Menschen sein kann, die sehr unter einer konfessionellen Trennung leiden.

Deshalb ist es dringend angeraten, an dieser Stelle weniger theologische Richtigkeiten walten zu lassen als seelsorgerliche Kompetenz: ALLE sind eingeladen an den Tisch des Herrn. Wer sind wir zu entscheiden, wer teilhaben darf an Gottes Versöhnungshandeln mit uns Menschen?

Das Abendmahl ist der Urgrund jeder Tischgemeinschaft. Es lässt uns bei jedem weitergereichten und geteilten Fladenbrot daran denken, dass es mehr gibt, was uns miteinander verbindet. Dass da jemand mit am Tisch sitzt.

Dass wir hineingenommen sind in ein Versöhnungsgeschehen, das all unsere menschlichen Bemühungen übersteigt.

## Tischgemeinschaft – auch digital?

Als wir anfangen, für das Jahr der Ökumene Tischgemeinschaften zu planen, war die Welt noch eine andere. Jetzt fühlen wir uns ausgebremst. Zur Tischgemeinschaft gehört ein Tisch aus Holz, das schöne Geschirr, leckeres Brot und guter Wein. So war es bis zum März 2020. So wünschen wir es uns.

Doch dürfen wir dabei stehen bleiben und abwarten, bis die Pandemie irgendwann vorbei ist und wir tatsächlich die Tische wieder vor die Kirche stellen und gemeinsam essen?

Die Erfahrungen mit virtuellen Gemeinschaftsformen sind nach mehr als einem Jahr Pandemie divergent. Vieles fehlt im digitalen Raum. Körperliche Nähe, Raumeindrücke, Gerüche, Atmosphäre, um nur einiges zu nennen. Dennoch hat spätestens Corona deutlich gemacht, dass wir uns auf Dauer nicht aus dem digitalen Raum zurückziehen können, wollen wir Menschen dort erreichen, wo sie nach kirchlichen Sinnangeboten suchen. Denn nicht erst seit Corona ist der digitale Raum für viele Menschen der entscheidende Ort, an dem sie nach Seelsorge, Trost oder Ansprache suchen. Und es gibt ja auch die positiven Erfahrungen mit digitalen Gemeinschaftsformen.

Bei uns im Christian Jensen Kolleg, das besonders für seine regionale und nachhaltige Küche bekannt ist, hat sich seit einigen Monaten das Format digitaler Kochabende etabliert. Die Teilnehmenden bekommen eine Einkaufsliste, stellen sich zu Hause in ihre Küche und dann wird gemeinsam via Videokonferenz gekocht. Die Fangemeinde dieser monatlichen Abende wird immer größer, mittlerweile kennen sich viele und begrüßen sich freudig von Kachel zu Kachel. Zum Schluss wünschen sich alle einen guten Appetit und essen dann im Kreis ihrer Familie die gemeinsam gekochte Mahlzeit. Natürlich wird dadurch die Begegnung, die beim gemeinsamen Essen entsteht, nicht kompensiert. Dennoch, so



Tischgemeinschaft  
in der St. Catha-  
rinenkirche zu  
Leplow, Gemeinde  
Eixen.  
Foto: Jens Haverland

stelle ich immer wieder fest, sind solche oder ähnliche ursprünglich nur aus der Not geborenen digitalen Gemeinschaftsangebote viel mehr als nur ein Ersatz für eine momentan verlorene „Normalität“. Nicht wenige Menschen bitten uns, auch „nach Corona“ an den digitalen Angeboten festzuhalten, weil sie viel kompatibler sind mit ihrer Alltagswirklichkeit. So haben wir beispielsweise bei Exerzitienwochen oder eben den Kochabenden Gäste aus ganz Deutschland und sogar darüber hinaus bei uns im kleinen nordfriesischen Breklum zu Gast.

Durch die digital eröffneten Räume entstehen auf einmal ganz neue Formen von Gemeinschaft. Sie ermöglichen zwar keine physische Nähe, aber Kommunikation. Sie übermitteln nicht den Duft und die Würze des gekochten Essens, aber sie lassen uns über unsere Kameras einander in die Kochtöpfe schauen. Und das ist schon viel mehr, als über Monate nur den eigenen Topf vor der Nase zu haben.

An meinen eigenen Angeboten für digitale Gemeinschaftsformen nehmen übrigens Men-

schen von Mitte Dreißig bis Mitte Achtzig teil. Sie wagen sich alle mit Laptop oder Smartphone in die digitale Welt und sind dann sowohl stolz es geschafft zu haben als auch erstaunt, wie viel Gemeinschaft digital möglich ist. Häufig viel mehr, als sie je zu träumen gewagt hätten.

Gerade das ist in dieser für alle so kräftezehrenden Zeit der Pandemie so elementar: Dass wir nicht vergessen, dass auf allen Tischen dieser Welt Teller stehen, die Tag für Tag neu gefüllt werden müssen. Weil wir Menschen sind. Und dass mein eigener Tisch und mein eigener Teller nicht das Maß aller Dinge sind.

Ja, Tischgemeinschaften funktionieren also auch digital. Nur anders. Auf jeden Fall gäbe es überhaupt nichts dabei zu verlieren, das einfach mal auszuprobieren.

*n.steen@christianjensenkolleg.de*